SPIELZEIT
1934/35

STADTTHEATER STETTIN

THEATER IM SCHLOSSHOF DAS KÄTCHEN VON HEILBRONN

HEFT
2

STADTTHEATER STETTIN
2. HEFT 9. SEPTEMBER 1934

SCHILLER

Der Geist des Schillerschen Lebens ist die höchste Anspannung des Willens, der die eigene Vollendung rastlos sucht. Hat je ein Mensch sein Leben in die eigene Hand genommen und sich selber geschaffen, so wie ein dunkler Drang das höhere und immer höhere Ziel ihn fühlen ließ, so war es Schiller, dessen Anfang gewesen, den äußeren Zwang seiner Heimat zu zerbrechen, und der bei tausend Widerständen kühn, stolz und gewaltsam die Richtung hielt auf die schöpferische Freiheit und Bewährung der angeborenen Gaben. Das große Dennoch! geht durch das Schillersche Leben hindurch. Er brauchte viele Nahrung, um sich auszuwachsen zu seiner vollen Gestalt. Durch das Studium der Geschichte und der Philosophie erstieg er auf hartem Wege der Selbstbildung die Kulturhöhe der Zeit. Aber alles, was er aufnahm, diente allein, um das in voller Reinheit herauszustellen, was er mit sich brachte: die große Natur und Persönlichkeit und die mit ihm geborene Idee der in der Erfüllung ihres menschheitlichen Berufs beglückten Menschen, die Idee der vollkommenen Bildung, die uns nach Zucht und Zwang die Natürlichkeit wiedergibt, und des vollendeten Menschen, dem das Leben im Dienste heiliger Aufgaben zur Freude wird. Er durfte das Ideal, an das er glaubte, verkünden; denn er hat es gelebt. Es war ihm schwerer gemacht als Tausenden. Es ist ein rechtes Mannesideal — des Mannes, der das Leben kennt und begreift, und der um so ernster auf Heiligkeit und Reinheit in sich selber hält, je weniger er von außen erwartet. So strahlt uns aus jeder Zeile, die er schrieb, die ewig ringende, die unablässig im Höchsten atmende Seele. In seinem Werke gab er sich selbst. Die Hoheit seines Menschentums ist das köstlichste Gut, das er uns hinterlassen hat.

Es ist das Zeug in ihm von einem alten germanischen Helden und Eroberer. Er zieht wie jene aus und hat keine Hilfe, auf die er baut, als das eigene mutige Selbst. Er beweist, wie sie ohne Wanken der Treue, die nichts anderes kennt, als die Hingabe an ihre Idee, die Hingabe bis zum Tod. Sein ganzes Leben ist eine einzige Arbeit für die Befreiung der Menschen. Darin führt er das Werk Luthers fort. Aber diese Freiheit ist eine ernste Pflicht, ist höchste Bildung. Nur die Persönlichkeit, die mit der Auf-

gabe der Menschen eins geworden ist, ist frei. Schiller deutet uns die Kämpfe und zeigt uns die Kräfte, durch die die Seele sich zu ihrem höchsten Ziel entwickelt. Er erweist wie ein alter germanischer Held die beste deutsche Mannesart, wie sie vor den verwickelten Aufgaben der neuen Zeit sich selbst begreift und ausspricht. Darum wurzelt Schiller unausrottbar in der Seele seines Volkes. Und seine Begeisterung ist so schlicht und gesund, wie sie echt und stark ist. So ruft er als der lebendige Hauch des deutschen Geistes und Gewissens immer aufs neue in unserer Seele die Sehnsucht wach, die unserm Leben den Adel wahrt.

Eugen Kühnemann.

DIE DEUTSCHE WÜRDE

Ewige Schillerworte zum heutigen Tag.

Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus einem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freun? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

Ja, er darf's. Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist.

(Aus den hinterlassenen Niederschriften zu einem Lied auf die deutsche Größe.)

Das höchste Ideal, wonach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genötigt zu sein, mit der moralischen zu brechen, die unsere Würde bestimmt.

(Über das Erhabene.)

Den Menschen moralisch auszubilden und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter. — Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus — ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm

weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn tun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Taten kann sie ihn rufen und zu allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten. — Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

(Über das Pathetische.)

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

(Pflicht für jeden.)

Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken e i n Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staates, der besseren Menschheit, das in denselbigen atmete.

(Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.)

POSAS SENDUNG

(Zur Neuinszenierung des „Don Carlos")

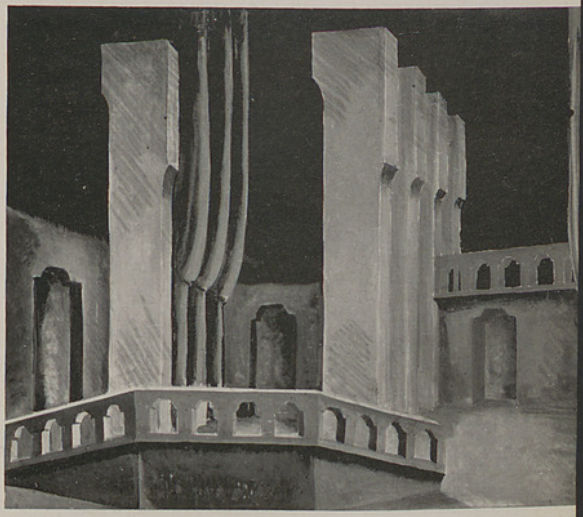
...Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karln, tut seiner Freundschaft für ihnen keinen Eintrag. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche. Noch kennt er keinen andern, kürzeren Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Carlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem anderen Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Alles, was der Marquis nach seinem Begriff von dem König vernünftigerweise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demütigung verbundenes Erstaunen, das seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen doch

wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürlich unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geist. Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurteilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemütslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie in Berechnung zu bringen. Diese Gemütslage war äußerst günstig für ihn und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaften Schwung und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschten, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück usw. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen.

Das Feuer und die Freimütigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen ihm und Karlos Geheimnis waren, dem König vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden. Hier wird offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höheren nachsteht und daß ihr nur durch dieses letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat dieses Verhältnis zwischen beiden Freunden richtiger beurteilt als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war.

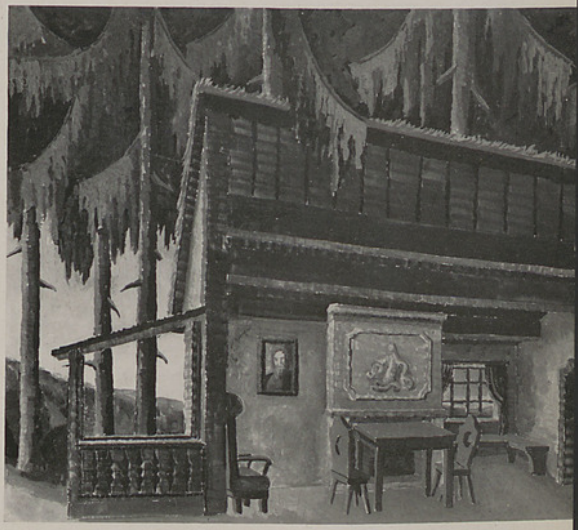
Das große Schicksal eines ganzen Staates, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zwecke hat. Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht sein soll und Freundschaft nie sein konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Also muß noch etwas Drittes vorhanden sein, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in diesem Dritten könnten sie liegen? Unter beiden Freunden bildet sich ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama.

Friedrich Schiller.



SCHILLER DON CARLO

VORSAAL • ENTWURF FRANZ HOSENFELDT • INSZENIERUNG FRIEDRICH SIEM



WEBER DER FREISCHÜT

IM FORSTHAUS • ENTWURF FRANZ HOSENFELDT • INSZENIERUNG DR. PETER ANDREA

BITTSCHRIFT

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei
Die Tobacksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger? — —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deine Sänger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Tür,
Es scharrt die Küchenzofe —
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hofe.

Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid — am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen.

Friedrich Schiller.

CARL MARIA VON WEBER

Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt, als du! Wohin dich auch dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht. Ja, diese Kindlichkeit war es, die deinen männlichen Geist wie sein guter Engel geleitete, ihn stets rein und keusch bewahrte; und in dieser Keuschheit lag deine Eigentümlichkeit: wie du diese herrliche Tugend stets ungetrübt erhieltest, brauchtest du nichts zu erdenken, nichts zu erfinden — du brauchtest nur zu empfinden, so hattest du auch das Ursprünglichste erfunden. Du bewahrtest sie bis an den Tod, diese höchste Tugend, du konntest sie nie opfern, dieses schönen Erbmals deiner deutschen Abkunft dich nie entäußern, du konntest uns nie verraten! — Sieh', nun läßt der Britte dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber l i e b e n kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen.

(Aus Richard Wagners Rede an Webers letzter Ruhestätte.)

UND SEIN „FREISCHÜTZ"

Hans Pfitzner:

Das Herz des Freischütz ist das unbeschreiblich innige und feinhörige Naturgefühl. Die Hauptperson des Freischütz ist sozusagen der Wald, der deutsche Wald im Sonnenglanz, von Hornklängen und Jagdlust belebt, der Wald in mitternächtlichem Gewitter und finsterer verrufener Schlucht, im ersten Aufblitzen der Morgenröte, im traulichen Hereinrauschen in das abendlich stille Försterzimmer. Die Personen spielen gegenüber der Natur sozusagen eine zweite Rolle. Sie sind, wie bei Eichendorff, beinahe nur als Staffage in die Landschaft hineingestellt. Aber eben aus dem Naturgefühl heraus verstehen wir auch die schlichten Menschen und ihren Glauben an die finstern und freundlichen Gewalten, die diese Natur geheimnisvoll beleben. Wir müßten dankbar sein, daß sich in einem so wertvollen und tiefen Kunstgebilde noch eine solche Fülle Naivität bewahrt hat, auch eine Eigenschaft, die zu aller Kunst gehört.

(1. Juni 1914.)

Richard Wagner:

O mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, weil auf deinem Boden der „Freischütz" entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den „Freischütz" liebt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen, geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten! Ach, du liebenswürdige, deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturmglocke, wenn sie sieben Uhr schlägt!

Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!

(Dresdner Abendzeitung, 20. Juni 1841.)

DER WILDE JÄGER

Auch in Dithmarschen kennt man den wilden Jäger, wie am Rheine, auf dem Harz, in Thüringen, im Vogtlande und sonst. Also wird vom Freischützen zu Marne erzählt, daß er ein ziemlich wilder Bauernbursch gewesen, der die Jagd über alles geliebt, aber, nachdem er sich verheiratet und ein kleines Gütchen bewirtschaftete, dieses über der Jägerei vernachlässigt, mit dem Weidwerk aber gar wenig aufgesteckt habe. Da ging er einstmals ganz mißmutig durch den Wald nach Hause, denn er hatte den ganzen Tag noch keine Krähe und keine Klaue geschossen, siehe, da ging ein fremder Jagdgesell vor ihm her, der trug ein schönes Gewehr und eine bauschende Jagdtasche, und der Bauer mochte ihn gern einholen. Jener aber führte einen tüchtigen Schritt. Endlich tat der Bauer einen hellen grellen Jagdpfiff, jener jedoch kehrte sich gar nicht daran und stand nicht, bis er an einen Kreuzweg kam, da stand er endlich und erwartete den Bauer, und war ein ganz feiner, gutgekleideter Gesell. — Ihr habt wohl besser Glück gehabt als ich, sprach der Bauer zu ihm. Ich seh's Euerm Jagdranzen an, der ist gut gefüllt. — Ja, sprach der Fremde, kannst's auch so haben, kannst Kugeln gießen, die immer treffen, mit deinen Kugeln triffst du freilich nichts. Guten Weg! — Und wollte damit weitergehen, aber der Bauer-Jäger hielt ihn zurück und bat, ihm sein Geheimnis des Stetstreffens und Niefehlens zu lehren und versprach ihm hohen Lohn. Jener aber sprach: Ich will es dir wohl lehren, du mußt mir aber schwören, keiner lebenden Seele mein Geheimnis zu verraten, denn tätest du das, so würde es dir übel ergehen. — Jener schwur und hob die Hand gen Himmel, da flogen zwei Raben auf und krächzten und schwirrten um die beiden Männer, und der fremde Jäger sagte jenem sein Geheimnis. Sotanes Geheimnis aber war gar entsetzlich, und der Bauer trug schwer daran und lastete ihm auf dem Gemüte, und probierte es nicht, ging lieber gar nicht mehr hinaus in den Wald, sondern blieb zu Hause, aber auch da still und träumerisch. Die Frau sah ihres Mannes Veränderung, und hatte ihr sein Jagdgehen nicht gefallen, so gefiel ihr sein in sich gekehrtes Wesen noch viel weniger, und sie drang in ihn, ihr zu sagen, was ihm fehle. Er aber schwieg, sie aber ließ nicht nach mit Forschen und Fragen, Bitten und Betteln, bis er endlich ihr vertraute und sprach: Jch soll, wenn ich will, daß jede meiner Kugeln treffe, mein Gewehr mit einer geweihten Hostie laden statt mit einer Kugel, dann im Walde auf einen freien Platz gehen zur Mittagsstunde, da ein weißes Tuch ausbreiten, darauf treten und gerade in die Sonne schießen. Von da an soll jeder meiner Schüsse treffen und des Wildes nimmer fehlen.

Wohl war das der Frau graulich zu hören, doch allmählich stillte sich ihr Grauen, und da sie mehr und mehr in Not, ihr Hauswesen aber in Verfall kam, so meinte sie, probieren könne er das Kunststück ja doch einmal, so sehr viel könne es ja doch nicht auf sich haben, es sei ein Jägerstücklein wie viele andere, und wenn es probat sei, wie sie gar nicht glaube, so hülfe es ihnen aus aller Not, und was ihres Zuredens Worte mehr waren. Und da dachte er es endlich zu wagen. Er hatte aber ganz und gar vergessen, daß er seinen Schwur schon gebrochen und das Geheimnis verplaudert hatte und daher schon jenem Argen verfallen war. Nun ging der Jäger zum Abendmahl, empfing die heilige Hostie, behielt sie im Munde und lud sie dann heimlich in seine Büchse. Dann tat er alles übrige nach der Vorschrift, ging noch denselben Sonntag zur Mittagszeit in den nahen Wald. Die Sonne schien hell. Der Jäger zielte, er schoß nach der Sonne. Da verfinsterte sich die Sonne, schwarzes Gewölk fuhr auf, Blitze flammten, Donner krachten, die zwei Raben waren da und krächzten und schlugen mit den Flügeln. Der Entsetzte sprang von seinem Tuche, bückte sich, wollte es aufraffen, da waren die Fußtapfen, wo er gestanden hatte, voll Blut. Er stürzte aus dem Walde, die Angst brachte ihn fast um — dort stand sein Haus, es brannte lichterloh — das Wetter hatte hineingeschlagen, schreiend und heulend stürzten Weib und Kinder ihm entgegen. Und da war auch der fremde Jäger wieder da, der höhnte ihn, daß er ein schlechter Freischütz sei, der das Geheimnis nicht bewahrt habe. Und nun müsse er bis zum Jüngsten Tag jagen, Weib und Kinder müßten als Hunde ihn begleiten — am Tage müßte er bei den zwei Raben im Walde wohnen und nachts durch die Lüfte hetzen.

Dieses geschah und geschieht noch immer, und die Leute nennen das den wilden Jäger. Wer ihn hört und das Wauwau der Hunde nachmacht, dem wirft er Knochen herab oder Stücke von verfaultem Wild und Pferden. Einem Mann aus Bornhövede ist das geschehen, auch einem aus Meinsdorf, die wurden gezwungen, selbst von dem Braten zu essen. Der wilde Jäger hat insgemein viele Hunde, meistens kleine Dächsel und andere, manches Mal brennt den Hunden auf dem Schwanz ein Licht. Manches Mal zieht er mitten durch die Häuser, und da tut er niemand etwas, wenn nur die Leute sich ruhig verhalten und sich an nichts kehren.

Zu unseren Beiträgen

Die unser Heft einleitende Betrachtung Schillers ist der ausgezeichneten Schiller-Darstellung von Eugen Kühnemann (Verlag C. H. Beck, München) entnommen. — Die unter der Überschrift „Posas Sendung" zusammengestellten Abschnitte finden sich in Schillers „Briefe über Don Carlos". — Die Volkssage vom wilden Jäger ist in Ludwig Bechsteins Deutschem Sagenbuch (Neue Ausgabe F. W. Hendel-Verlag, Meersburg und Leipzig 1930) erzählt.

Die Theaterzeitschrift erscheint halbmonatlich. Herausgeber: Friedrich Siems. Verantwortlich für die Schriftleitung: Joachim Klaiber Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Rode, Stettin. Jahresmindestauflage 1934/35 40000. Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag GmbH., Stettin. Druck: F. Hessenland GmbH., Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge nur mit Quellenangabe und nach vorheriger Anfrage gestattet.

F. HESSENLAND G. M. B. H., STETTIN.